

(Nachdruck verboten.)

27]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautskij.

17. Kapitel.

Der Tag von Tini's Debüt war gekommen. Das ganze Haus befand sich in Aufregung. Die Hausbesorgerin war schon am frühen Morgen an die Theaterkasse geschickt worden, Willets zu kaufen. Sie kaufte auch eins für sich.

Gegen Mittag war bei Wittes ein feinarparfümiertes Couvert abgegeben. Es enthielt die Anweisung auf eine Loge im 1. Rang nebst einer Karte: Im Auftrage der Debitantin, Fräulein Tina Schöne, stand darauf. Es war Tini's Theatername. Die Mädchen gerieten außer sich vor Entzücken. In einer Loge zu sitzen und Tini auftreten zu sehen, das war eine so gesteigerte Freude, der sie sich ganz und gar hingaben. Sie tanzten in der Stube herum, lachten und umarmten immer wieder die Mutter, die ihnen zulächelte, an dieser Wonne sich legte. Sie sausten über den Gang zu Schönbrunners hinüber, um Tini zu danken.

Frau Schönbrunner ließ sie nicht ein. Tini sei nicht zu sprechen. Sie läge auf dem Sofa und es liefen ihr kalte Schauern über den Rücken. . . Lampenfieber!

Als sie zurückkamen, wurden Schränke und Laden geöffnet, um eine für eine Loge halbwegs mögliche Toilette zusammen zu stellen. Die weißen Sommerblusen wurden gebügelt und alle Kartons nach Bändchen und Spitzen durchwühlt, um sie aufzuputzen.

Gusti lachte triumphierend auf, als sie einen alten Filzhut des Vaters gefunden, aus dem sie sich Sohlen schnitt, die sie in ihre durchgewetzten Schuhe geschickt hineinpakte.

Als Witte um die Mittagstunde das Haus erreichte, sah er tief bekümmert aus. Ein heftiger Wortstreit mit seinem Chef, der seine Arbeit getadelt, ihm Unbrauchbarkeit vorgeworfen hatte, bebte noch in seinen Nerven nach. Er wußte, was ihm bevorstand. Das war ein Präludium, heut oder morgen kam es zum Krach.

Das Angstgefühl einer gefährdeten Existenz überkam ihn in all seiner Mäglichkeit. Er kämpfte dagegen, er sprach sich Mut zu. Es wäre immer gut, wenn man wisse, wie man daran sei. Er wird sich nicht überraschen lassen und sich beizeiten um einen andern Posten umsehen.

Langsam, den Kopf gesenkt, schritt er die Treppe aufwärts, Stufe um Stufe, und er schöpfte tief Atem, ehe er läutete.

„Der Vater, der Vater!“ Wie ein Jubel scholl es ihm entgegen. Die Loge wurde ihm vorgezeigt und über die Art ihrer Zuwendung genau berichtet. Der leichtlebige Mann griff die Gelegenheit, sich zu zerstreuen, gierig auf. Seine Sorgen für einen Moment zu vergessen, war Wohlthat. Was nützte es auch, ihnen nachzuhängen? Der Mensch muß sich oben halten; mit seinem Können hatte er nichts zu fürchten. Die angenehme Aussicht, sich mit seinen hübschen Töchtern in einer Loge zu zeigen, noch dazu im ersten Range, beschäftigte ihn bald ebenso sehr, als seine Kinder.

„Gibt Ihr meinen schwarzen Frack schon vom Boden herabgeholt? . . . Sieh nach, Elise, er bedarf vielleicht einer kleinen Reparatur . . . hab ich ein blankes Vorhemdchen, Gusti? . . . Was machst Du denn da?“ fragte er, ihr näher tretend, die noch immer mit ihrem Schuhwerk beschäftigt war. „Du wirst doch nicht mit diesen abscheulichen Schuhen auf die Straße gehen wollen?“

„Ich habe keine andern.“

Da brauste er auf. „Ich verstehe das nicht, ich glaube, ich verdiene genug, daß meine Kinder nicht mit zerrissenen Schuhen umherlaufen müssen . . . geh' zu unserm Schuster und kauf' Dir neue.“

„Der giebt nichts mehr her, wir sind ihm noch schuldig,“ sagte Gusti, ohne daß der frisch-fröhliche Ausdruck ihres Gesichtes sich nur im geringsten verändert hätte.

Witte wandte sich ab, als hätte er's nicht gehört.

„Gabe ich eine weiße Krawatte? Für eine Loge ist's unumgänglich und wie sieht's bei Euch mit Handschuhen aus?“

„Wir waschen uns unsre Weissen,“ riefen die Mädchen. „Ja, Mädels wissen sich immer zu helfen,“ scherzte er. „Aber ich — ich muß doch auch welche haben?“

„Es stecken vielleicht noch welche im Frack,“ sagte Elise. Sie griff in die Tasche desselben und brachte richtig ein Paar zum Vorschein.

Witte griff hastig danach; als er es auseinander nahm, merkte er, daß der eine einen abgetrennten Daumen hatte. Die Mädchen lachten, selbst Elise verzog lächelnd den Mund.

Er fand es nicht so spaßhaft. Er ging in der Stube auf und nieder, dann trat er zum Bücherkasten und öffnete ihn. Der einst so reich versehene war fast geleert.

Er nahm zwei große bereits in Papier gepackte Bücher heraus und entfernte sich rasch mit denselben.

Als er um sechs Uhr wieder kam, zeigte er sich aufgeräumt aber auch ungeduldig, weil die Mädchen noch nicht fertig waren.

„Wenn man während des Aktes in eine Loge tritt, giebt das ein Aufsehen im ganzen Hause, ich kenne nichts Schrecklicheres.“

Er war beim Friseur gewesen, Bart und Haare waren modern geschnitten; er sah um zehn Jahre jünger aus, er mochte sich auch so fühlen. Und als er in Frack und weißer Krawatte wieder hereintrat, war er so hübsch und elegant, „zum Verlieben“, wie seine Mädels behaupteten. „Man wird Dich für meinen Bräutigam halten,“ — „nein für meinen,“ riefen die Kinder, sprangen an ihm hinauf und küßten ihn ab.

Gusti hatte der Mutter eine Suppe gekocht; als sie sie ihr brachte, schüttelte sie ablehnend den Kopf.

„Aber Mutti, das ist ja schrecklich mit Dir,“ jammerte Gusti. „Du hast mittags nichts gegessen und jetzt willst Du abermals nichts zu Dir nehmen.“

„Nur einige Löffel,“ bat Luise, die von der andern Seite an sie herantrat.

„Kinder, quält doch die Mutter nicht,“ mahnte Witte. „Sie macht keine Bewegung, woher soll der Appetit kommen?“

„Ist Dir kalt, Mutter? Du hast eisige Hände,“ fragte Luise erstaunt, sie glühte.

„Ich glaube es ist nicht warm hier,“ bemerkte die Mutter; sie hatte mittags die letzten Kohlen verheizt.

„Wir werden im Vorbeigehen welche beim Händler bestellen,“ tröstete der Vater und half selbst seinen Töchtern beim Anziehen.

„Geht doch schon, es ist halb sieben, die höchste Zeit,“ drängte die Mutter.

Es kam noch das Abschiednehmen.

„Du brauchst die Thür nicht hinter uns zu schließen, ich schicke die Kohlen sofort durch den Träger herauf,“ versicherte Gusti.

„Schon gut, schon gut, geht nur, viel Vergnügen!“

Sie hatte ihnen freundlich zugelächelt.

Als sie fort waren, trübten sich ihre Augen.

Sie sah nach dem Bücherschrank und seufzte.

Auf die Prachtbibel mit den schönen Illustrationen von Doré hatte sie ihre Hoffnung gesetzt. Es war so ziemlich das letzte Stück, das noch zu verwerten war und nun war ihr Gustav zuborgekommen.

Er hatte das Geld in der Tasche, vielleicht auch schon ausgegeben. — Er konnte leichtsinnig sein — o ja, bis zur Gedankenlosigkeit. . . . Aber wenn man sich über die Härten des Lebens hinwegtäuschen kann, ist's nicht besser als zu verzagen? Fröstelnd hüllte sie sich in ihr Tuch, und den Kopf zwischen die Schultern ziehend, kauerte sie sich noch mehr zusammen.

Das Geräusch der sich öffnenden Thür ließ sie aufsehen.

Ein Junge war hereingekommen. Er warf, einige Worte murmelnd, einen schmutzigen Zettel vor sie hin und ging wieder hinaus.

Es war der Kohlenausträger gewesen.

Auf dem Zettel standen die lakonischen Worte: „Erst die Schulden zahlen, dann können Sie wieder was haben, früher nicht. . . .“

Sie schlang ihr Tuch fester um ihre Schultern und blieb, ohne sich zu rühren, auf ihrem Stuhl.

Mit einem leeren Ausdruck starrte sie in die Flamme der kleinen Petroleumlampe, das einzig Wärmende, die vor ihr auf dem Tisch stand.

Es schlug sieben.

Im Schornstein heulte der Wind, man verspürte seinen rauhen Hauch in der Stube.

Elise erhob sich und ging in die Küche.

Mit einem Lichtstumpfen sah sie in der Kiste nach, ob nicht doch noch ein Rest von Kohle vorhanden wäre, und versuchte mit einer Schaufel den den Boden bedeckenden Kohlenstaub zusammenzuscharren. Auch etwas Holz war noch da. Damit konnte sie noch ein ganz nettes Feuerchen zusammenbringen, dachte sie.

Ein zufriedenes Lächeln huschte über das bleiche Gesicht.

Da klopfte es an die Thür, sie war nicht geschlossen, und ohne daß der Klopfende die Aufforderung zum Eintreten abgewartet hätte, öffnete er sie rasch.

Ein junger brünetter Mann von kräftigem Wuchs, in Rodemantel, den weichen runden Hut in der Hand, war eingetreten.

Erstaunt sah sie den Fremden an: „Was wünschen Sie?“

Er antwortete nicht sofort. Sein Blick haftete auf ihrer Gestalt, die in dem dunklen Kleid so schmal und abgezehrt, schier weifenlos vor ihm stand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus früheren Kämpfen.

(Schluß.)

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe ich es wagte, mich öffentlich an den politischen Diskussionen im Verein zu beteiligen, trotzdem es mich innerlich nicht wenig dazu trieb. Aber mich schreckte das Vorbild eines jüdischen Genossen ab, der damals viel in Versammlungen sprach. Es war nicht nur ein sehr selbstloser, sondern auch ein sehr intelligenter Mensch, und was er sprach, hatte sachlich gewöhnlich Hand und Fuß. Aber er schwächte den Eindruck seiner Ausführungen dadurch ab, daß er sich beim Reden fortgesetzt verbesserte, und ich war fest überzeugt, daß ich es voraussichtlich ganz ebenso machen würde wie er. Mein Ideal aber war Max Kahser, der trotz seiner Jugend ungemein eindrucksvoll sprach, und Ignaz Auer, der sehr bald unser bester Redner geworden war. Das erste Mal, wo ich selbst das Wort zu nehmen wagte, war in einer Agitationsversammlung in Spandau, wohin ich Max Kahser begleitet hatte. Der Versuch war ziemlich günstig ausgefallen, und Kahser und andre ermunterten mich, auf dem betretenen Wege fortzufahren.

Bald darauf sollte ich denn auch in der That als Referent auftreten, und dies unter Umständen, die unsre damaligen Parteikämpfe in klassischer Weise illustrieren.

In dem nördlich von Berlin gelegenen Städtchen Verna u, wo viel Weberei getrieben wurde, hatten wir Eisenacher ein paar Anhänger, von denen der eifrigste ein aus Sachsen eingewandter junger Weber namens G. Glabewitz war. Dieser, heute noch ein guter Kampfgenosse, drang darauf, daß von Berlin zwei Redner nach Verna u behufs Abhaltung einer Volksversammlung und Gründung einer Mitgliedschaft geschickt würden, und auf Zureden unsres Agitationskomitees entschloß ich mich, die Mission als zweiter Referent anzunehmen. Als erster Referent sollte Max Kahser den Leipziger Hochverratsprozeß behandeln, während mir die Aufgabe zugewiesen wurde, die Grundsätze des Socialismus zu erläutern. Ich muß bekennen, daß ich nur in der stillen Hoffnung amahm, es werde über dem ersten Referat und der sich anschließenden Debatte keine Zeit für das zweite Referat übrig bleiben. Aber es sollte ganz anders kommen.

Als wir am festgesetzten Tage am Stettiner Bahnhof den Zug nach Verna u bestiegen, bemerkte Kahser, daß drei bekannte Mitglieder des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, Hasselmann, Rost und Klindhardt, in den gleichen Zug mit uns einstiegen. Er teilte es mir sofort mit und drückte die Befürchtung aus, daß die Genannten uns nachreisen, um uns unsre Versammlung zu verderben. „Und dann wird's schlimm werden,“ meinte er, „Sie wissen ja, wie Hasselmann ist. Der spürt Ihnen auch den geringsten Fehler in Ihrem Vortrage auf und dreht Ihnen daraus einen Strick. Das ist der beste, aber auch der hinterlistigste Redner der Lassalleaner. Er kann die Massen fanatisieren, und Rost ist ihm an Gefäßigkeit, wenn möglich, noch über.“

In dieser Tonart ging es die ganze, glücklicherweise nicht sehr lange währende Fahrt. Wie sehr es mich, den Neuling, ermutigte, kann man sich leicht vorstellen, und als sich beim Aussteigen ergab, daß in der That Verna u auch das Ziel der Reise von Hasselmann und Genossen war, verstärkte sich die Intensität meines vorher ausgeprägten stillen Wunsches um etliche Hundert Prozent. Indes, kein Gott hatte Erbarmen.

Die Versammlung war sehr gut besucht, der mittelgroße Saal bis auf den letzten Platz besetzt. Wie das Bureau zusammengesetzt wurde, erinnere ich mich nicht mehr. Aber kaum war es gebildet, so erbat auch schon Hasselmann das Wort zur Geschäftsordnung. Er erhielt es und zeigte sich sofort als Meister schlauer Taktik.

„Wir haben zwei Punkte auf der Tagesordnung,“ hub er an, „von sehr verschiedenem Interesse. Der erste Punkt betrifft eine Sache von mehr persönlicher Bedeutung, der zweite aber geht alle Arbeiter ohne Unterschied an. Ich glaube, die Arbeiter Verna u wollen heute vor allen Dingen über den Socialismus hören, der jetzt die Arbeiter allerorts erfüllt. Ich schlage also vor, die Tagesordnung umzulehren und zuerst uns über die Grundsätze des Socialismus zu unterhalten.“

Die Haltung der Versammlung zeigte, daß er gewonnenes Spiel hatte. Was wußten in der That die Arbeiter dieses zurückgebliebenen Landstädtchens vom Leipziger Hochverratsprozeß? Ebenso klar war aber auch, warum er die Tagesordnung umgestellt haben wollte. Referierte Kahser zuerst über den Hochverratsprozeß, so war zu gewärtigen, daß er die Versammlung für Bebel und Liebknecht gewinnen, und eine Opposition einen zieml'ch schweren Stand haben werde. So geschäht aber Hasselmann war so wenig gehörte Mut zu seinen hervorragenden Eigenschaften hätte er schon einen stärkeren Anhang in Verna u hinter sich geworfen, so hätte er wahrscheinlich eine noch stärkere Umwandlung der Tagesordnung beantragt. Aber Verna u war im ganzen noch ein unbeschränktes Blatt, und so hielt er es für geraten, erst das Feld zu sondieren.

Sein Antrag wurde angenommen und mir die ebenso unerwartete wie unerwünschte Ehre zu teil, als erster Referent aufzutreten.

Mit welchen Empfindungen ich meinen Vortrag begann, wird sich der Leser nach dem Vorausgeschickten selbst ausmalen können. Mir war, wie wenn ich in der nächsten Stunde gehängt werden sollte. Aber nach außen hin scheint diese Stimmung nichts verborgen zu haben. Die Versammlung schenkte mir viel Aufmerksamkeit, lachte auch nicht mit ihrem Weisfall. Und Hasselmann, der nach mir das Wort ergriff, unterließ jeden direkten Angriff auf meine Ausführungen. Er hielt es für wirksamer, Kahser und mich an einer andren Stelle zu packen, nämlich an dem Umstand, daß wir beide — Juden waren.

„Der Referent,“ fing er an, „hat Ihnen ein allgemeines Bild vom Socialismus entworfen. Aber er ist dabei ziemlich abstrakt geblieben. Ich will versuchen, Ihnen das nun an Bildern aus dem Leben klar zu machen. Nehmen wir als Beispiel, da ja hier viele Tuchmacher sind, das Schicksal der Wolle auf dem Wege ihrer Erzeugung und Verarbeitung.“

Und nun schilderte er, wie der Bauer das Schaf zieht und beim Kauf schon vom jüdischen Viehhändler überbortet wird; wie dann der Bauer die Wolle zum Markt bringt und dort vom jüdischen Wollhändler ausgebeutet und betrogen wird, während er zugleich dem jüdischen Hypothekensbesitzer Wucherzinsen zu zahlen hat; wie weiter der jüdische Wollhändler die Wolle beim Wollkämmer verarbeiten läßt und einen hohen Profit dabei vorwegnimmt. So ließ er die Wolle weiter wandern, und auf jeder Etappe einen Juden erscheinen, der den sie jeweilig weiter verarbeitenden Arbeiter um seinen Schweiß betrügt. In steigendem Maße wurde die Ausbeutung mit dem Judentum identifiziert, und schließlich war der Jude nicht nur der betrügerische Ausbeuter der Arbeit, sondern auch der politische Beschwindler des Volkes. Juden beherrschten den Liberalismus, Juden suchten die Arbeiterbewegung im Interesse des Kapitalismus zu spalten. Juden setzten der wahren Arbeiterbewegung, die allein im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein vertreten sei, allerhand Organisationen und Organisationsdünge entgegen, die nur den Zweck hatten, die Arbeiter von ihren wahren Interessen abzulenken. Sie liebäugelten mit allen möglichen reaktionären Elementen, wie z. B. mit Wesen und andren Partikularisten. So sei es z. B. „notorisch, daß 600 Exemplare des „Volksstaat“ der Herren Bebel und Liebknecht aus der Werkkassette bezahlet würden. Die Arbeiter sollten deshalb vor den Wölfen im Schafspelz auf ihrer Hut sein. Nur der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein sei der wahre Vertreter ihrer Interessen und werde sie zum Siege führen.“

Dies der mit steigender Schärfe vorgetragene Inhalt seiner Rede. Unter dem Gesichtspunkt der Wirkung betrachtet, war sie ein Glanzstück schlauer Demagogie. Ohne uns persönlich anzugreifen, hatte Hasselmann uns den Arbeitern als verdächtig hingestellt und zugleich auch schon gegen eine etwaige Verherrlichung Bebels und Liebknechts eine Mine gelegt. Das bißigen Eindruck, das meine Ausführungen gemacht haben mochten, war durch seine Ansprache vollständig ausgelöscht. Wir waren in jeder Hinsicht in die Defensivlage gedrängt, und welche Anstrengungen auch Max Kahser, der mir sprach, machte, Hasselmanns Angriff abzuwehren, so gelang es ihm doch nicht, den Spieß umzulehren. Die Debatte entwickelte sich zur reinen Zänkere, an der sich dann noch Rost und Klindhardt beteiligten, und das Ende vom Liede war, daß von der Versammlung, die anfangs wohl 300—400 Teilnehmer gezählt hatte, zwölf Mann für eine von Hasselmann und sieben für eine von uns eingebrachte Resolution stimmten. Der Effekt unsrer Agitationsreise war gründlich bereitet.

Es sei hier gleich eingeflochten, daß etwa ein Jahr später mir das Los zufiel, in Verbindung mit einem seitdem verstorbenen Genossen zwei andren Vertretern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins,

Fr. W. Tölde und August Kapell, in Bernau denselben Streich zu spielen, den Hasselmann hier uns gespielt hatte, und mit dem ziemlich gleichen Erfolg. Das war eben eine der häßlichsten Wirkungen der damaligen Spaltung, daß nur zu oft nach dem Grundsatz gehandelt wurde: Gewinne ich nichts, so sollst du auch nichts gewinnen.

Am gedachten Abend aber nötigte uns das Schicksal einen eigentümlichen Waffenstillstand auf. Die Versammlung hatte sich so lange hingezogen, daß kein Gasthaus mehr in Bernau zu haben war, außer dem, wo wir uns herumstritten. Und auch hier war nur noch ein Alkoven frei, der zu dem Zimmer gehörte, in dem Hasselmann und seine Begleiter logierten. So hart es uns ankam, mußten wir uns entschließen, dort zu übernachten. Von dem Grade der gegenseitigen Verbissenheit aber giebt es eine Idee, wenn ich hinzufüge, daß wir außer einer kühlen Begrüßung kein Wort mit unsern Zimmergenossen austauschten.

Freundlicher gestalteten sich meine Agitationsfahrten nach der gegen eine Stunde Eisenbahnfahrt in südlicher Richtung von Berlin gelegenen Tuchmacherstadt Ludenwalde. Dort hatten wir eine sehr rege Mitgliedschaft, und mit den dortigen Genossen im Verein habe ich manche Fahrt über Land gemacht, um die Landstädte des weitausgehenden Wahlkreises zu beahren. Unvergessen ist mir dabei folgende Episode, die ebenfalls in das Kapitel des socialdemokratischen Bruderzwistes gehört.

Eines Sonntags waren wir unser acht oder neun nach Treuenbrieken gezogen, das damals noch außerhalb jeder Bahnverbindung lag. Es sollte dort die erste socialistische Versammlung stattfinden, und zwar hatte unser Mann dafür den Saal des Schützenhauses genommen. Keine sehr kluge Maßregel, denn, wie in ähnlichen Nestern, war in Treuenbrieken dieser Saal der Sammelplatz der „oberen Zehntausend“ des Ortes, den die Arbeiter nie besuchten. Und so war denn auch richtig am Versammlungstage das Innere des Saales von besagten Zehntausend, d. h. etwa 2—300 Spießbürgern, besetzt, während eine nicht allzugroße Zahl von Arbeitern sich ziemlich verlegen an den Wänden herumdrückte. Ich hatte daher das Vergnügen, nach beendetem Vortrage mich mit einigen Philistern auseinanderzusetzen zu müssen, ohne daß die Arbeiter gewagt hätten, ihrerseits ihre Meinung kund zu thun. Schließlich meldete sich aber doch ein Arbeiter, ein Maurer, den wir Karl nennen wollen, zum Wort, aber zu einem ganz andren Zweck, als wir, die Ludenwalder und ich, vermuteten.

„Was Ihnen der Herr Bernstein da gesagt hat,“ hub er an, „ist ganz schön und gut. Aber ich muß Ihnen man bloß sagen, er ist einer von den Eisenacher Ehelichen. Wir aber vom Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein sind die wirklichen Socialdemokraten, wir sind die Not.“

Mit diesem stolzen Pronunciamento sekte sich Karl wieder.

Ich hatte mit der Zeit Erfahrung genug gesammelt, um mir im stillen zu sagen, daß mir in diesem abgelegenen Orte der Vorkhalt, ein Ehelicher zu sein, kaum schaden könne, und daß auch die Betonung der Farbe auf das anwesende Publikum keinen tiefen Eindruck machen konnte. So nahm ich den Einwurf ziemlich philosophisch hin. Nicht so einer der von Ludenwalde mit uns gekommenen Genossen, ein kleiner Weber aus der Nachbarschaft von Chemnitz, namens Simon. Kaum hatte Karl das stolze Wort „wir sind die Not“ verkündet, da hält es unsern sächsischen Freund nicht länger und heftig stieß er im breitesten Sächsisch die Worte hervor: „Glauben Sie es ihm nicht, meine Herren, wir sind noch viel räter!“

Wie oft ist mir später bei unsern Parteidebatten dies Bild vor Augen getreten. Dort der mit stumpfsinnigen Spießbürgern angefüllte Saal, an den Wänden ein noch nicht erwachtes halbentwickeltes Proletariat, und hier zwei Arbeiter, die vor diesem Publikum streiten, wer von beiden der „Räter“ ist.

Bei manchen Debatten, die wir Ende der achtziger Jahre im Londoner Arbeiterbildungsverein mit Anarchisten und sonstigen Socialrevolutionären pflogen, kam mir plötzlich der Gedanke, sind hier nicht auch wieder Karl und Simon in anderer Person? Beide gleich ihrer Sache ergeben, beide gleich begeistert, und beide gleich blind für die Natur der sie umgebenden Menschen. Kamen wir erregt aus den Sitzungen und wandten uns durch Charlotte Street oder Tottenham Court Road dem Soho-Viertel zu, wie müßig mußte uns im Angesicht der Menschen, auf die man da stieß, unser Streit erscheinen! Was kam es gegenüber diesem Ocean von Unwissenheit, Vorurteil und Stumpfsinn auf die Nuance im Rot an, die wir vertrat. Und wie schnell war anderseits der Haß verflochten, den in den Jahren, von denen ich hier schreibe, Eisenacher und Lassalleaner gegeneinander empfanden. Als ich das zweite Mal nach Treuenbrieken kam, hatte Karl, wie mir dortige Arbeiter sagten, die Absicht, Kundgebungen, mich gründlich zu verhasen, und die guten Leute hatten sich daraufhin stillschweigend als Schutzgarde für mich konstituiert. Nicht zehn Monate später aber flog der Ruf zur Vereinigung ins Land und wurde allerorts mit geradezu elementarer Begeisterung aufgenommen. Ueber die wenigen, die ihn nicht verstehen wollten, oder, wie Hasselmann, seinem Geist zuwiderhandeln, ist die Geschichte zur Tagesordnung übergegangen. Karl und Simon aber kämpften fortan Hand in Hand, und wenn sie auch mittlerweile gekorben sein sollten, so leben sie dennoch auch heute noch fort. —

Eduard Bernstein.

Kleines feuilleton.

K. Ein Bergsteigerrekord im Himalaja. Die Bergsteigerin Mrs. Wulsof Wortmann hat im Sommer 1903 auf ihren Touren im Nordwesten des Himalajagebirges zwei neue Gletscher aufgefunden, die sich nördlich vom Bralduthal hinziehen, und von dem Chogga Loongma-Gletscher nach Westen hin einige bis dahin noch unbekannte Spigen erstiegen und dabei eine Rekordleistung vollbracht, die sie selbst in einem Aufsatze des „Wide World Magazine“ schildert. Sie und ihr Mann waren von drei italienischen Führern begleitet. Das Lager, von dem aus sie ihre Besteigungen unternahmen, lag an dem Gletscher in einer Höhe von 14 Meilen aufwärts auf dem Abhang eines Felsengebirges, das den gewaltigen Felsen- und Schneeriesen vorgelagert war, die an der Vereinigung der Chogga-Loongma mit dem Garantosh-Gletscher sich empor türmen. Ein tolles Unwetter, Schnee- und Regenschauer mit Nebel und kalten Stürmen, suchte die Gesellschaft in diesem Lager heim, und sie mußte zwei Wochen warten, bis eine Besserung eintrat, um dann den Marsch nach dem unerforschten Gletscher im Westen anzutreten. Ein später Winter lag noch auf den unendlichen Schneemassen, und die rasenden Julia stürme brausten über die weichen, schon leicht aufgetauten Flächen. Die Reisenden hatten Schneeschuhe an, durch die ihnen das Gehen auf dem nassen, nachgebenden Schnee erleichtert wurde, doch die Kulis, die die Zelte und den Proviant trugen, sanken tief in die kalte, hemmende Masse ein. Man wandte sich nach dem Lager zurück, und erst nach einigen weiteren, gleichsam tastenden Ausflügen und Proben begann am 9. August der eigentliche große Marsch mit dem Führern und einer Begleitung von 18 Kulis, die die gesamte Ausrüstung trugen. Diese Kulis sind ein stetes Hindernis für den Bergsteiger des Himalaja, da ihre Furchtsamkeit und Beschränktheit häufig das Vordringen unmöglich macht. Man sagte ihnen daher nichts von den weitgehenden Absichten, sondern belud sie nur mit Proviant und Holz für drei Tage. Die Gesellschaft überschritt den Chogga-Loongma-Gletscher, marschierte dann an den Abhängen eines Berges entlang über den Basin-Gletscher, bis man das erste Lager im Schnee und Eis in einer Höhe von 16 350 Fuß aufschlug, im Anblick einer ungeheuren von Schnee bedeckten Bergspitze. Früh am andern Morgen begann der Aufstieg in Pizacklinien, die die Führer bezeichneten, den Abhang hinan. Um 8 Uhr war man auf einem Vorsprung angelangt, der, von Schnee und Eis bedeckt, einen Platz für ein Frühstück darbot, wo man auf die Kulis wartete, die eine halbe Stunde später murrend ankamen, denn sie waren in tief in den Schnee gesunken. So mußte der zweite Führer losgefeilt und zurückgelassen werden, um sie zu ermutigen und ihnen zu helfen. Als sie aber über den Vorsprung hinaus waren, mußten sie vorwärts; auf der steilen Lehne im Schnee konnten sie sich nicht niederwerfen und so leuchteten sie denn nach, während heller Sonnenschein auf der weißen Fläche glänzte, von dem Führer stetig angefeuert, der alle zwei Minuten sein „Vorwärts, vorwärts!“ rief. Dann schlug man 18 800 Fuß hoch das Lager auf, das zweite, glänzende Schneemeer des Gletschers auf der einen Seite und einen aufragenden Wald wolkenumhüllter Gipfel auf der andern. Nebel flutete heran und Schneeschauer rüttelten an den kleinen Felsen, wie wenn ein Unwetter drohe, doch da das Barometer ziemlich hoch stand, blieb man guten Mutes. Der dritte Morgen stieg mit kalter Klarheit auf; im blaugrauen Dämmerflehler grüßten ernst und majestätisch die ewigen Götter. Die Reisenden branneten auf den Weitermarsch, aber die Kulis lagen schnarchend in den Zelten und ließen sich mit Mühe zum Aufstehen bewegen. Während des Tages wurde die Widerwilligkeit und die Schläffigkeit der Kulis noch größer, so daß sie schließlich trotz hoher Geldversprechungen nicht mehr vorwärts zu bringen waren. Einige waren erkrankt und lagen wie tot; die andern weigerten sich trotz. So mußte man denn allein weiter zu kommen suchen; vorläufig brachte man die Nacht in einer Höhe von über 19 000 Fuß zu. Mrs. Wortmann klagt, daß man wegen der dünnen Luft keine zehn Minuten hätte schlafen können, ohne wegen Atemnot aufzuwachen und mühsam nach Luft zu ringen. Früh um drei Uhr brachen die kühnen Kletterer von neuem auf bei hellem Mondlicht und bei einer Temperatur von 15 Grad Fahrenheit und klonnen aneinandergefeilt im Pizack die starke Steigung hinauf, die fast senkrecht sich aufrecht. Die mondumleuchteten Eismassen warfen flimmernde und blendende Lichter her und woben eine geisterhaft bleiche Atmosphäre über die Wanderer, deren verschlungener Weg sich hier und da auf einem engen Grat an Abgründe drängte, die sich viele tausend Fuß tief wie ein Schlund des Todes aufstauten. Es war bitter kalt in dem matten Licht und besonders froh man an den Füßen, während die Hände durch dicke Handschuhe geschützt waren. In einer Höhe von 21 000 Fuß waren die Füße völlig abgestorben, und man mußte sich gegenseitig mit den Eisarten an die Füße schlagen, bis man ein Zwiden und Stechen empfand. Immer höhere Spigen erhoben sich schemengleich in der blassen Beleuchtung, eine Welt schattenhafter Giganten, die noch nicht zum Leben erweckt in ewiger Ruhe schliefen. Da schon in diese ungewisse Dämmerung eine plötzliche Lichtgarbe; gelbgetönte Schleier flogen über den Himmel, und hinter den Bergen flimmerten rosige Wölkchen. Da verloren die Gipfel ihre fahle und unheimlich tote Gestalt; in warme Farben und helles Leben getaucht flammten die blassen und starren Schneefelder auf; mit Gold die Felsen umstrahlend zog die Sonne empor im Triumph. Es blieb trotzdem ziemlich kalt, 16 Grad Fahrenheit, und die Müdigkeit, die schwächende Wirkung der dünnen Luft ließ die Wanderer langsam und schweigend weiterziehen, bis man den Gipfel von 21 500 Fuß erreichte, der 500 Fuß höher ist

als der Mont Roser Gunge, der höchste Berg, den Frau Workmann bis dahin erklimmen. Man wandte sich nach dieser That einer andern Spitze im Norden zu; da man sich noch ganz frisch fühlte, überschritt man nach einem Aufstieg von einigen hundert Fuß einen engen Sattel, und begann dann den Aufstieg. Der zweite Gipfel erhob sich nicht unter einem so steilen Winkel, und so kam Frau Workmann in drei Stunden hinauf. Es bot sich hier kein anderer Anblick als auf dem ersten Gipfel, nur erschienen die Niesen der Mustagh-Spitzen noch gewaltiger, und die eben erstiegene Spitze lag tiefer, daß man nur auf sie herabsehen konnte. Es war nur noch wenig Sauerstoff in der Luft und die Ermattung wuchs, doch maß die Gesellschaft erst noch sorgsam die Höhe des Gipfels, die sich als 22 568 Fuß hoch erwies, und ließ sich dann zum Frühstück nieder. Fleisch konnte man freilich nicht einnehmen, man mußte sich mit Chokolade und Kola-biskuits begnügen. Frau Workmann war mit diesen beiden Reforbs zufrieden, aber Dr. Workmann und zwei Führer stiegen noch auf ein großes Plateau herunter, überschritten dasselbe und bestiegen einen dritten Gipfel, auf dessen Höhe sie 23 394 Fuß erreichten, eine Höhe, die die Gipfel des Aconcagua um 311 Fuß übersteigt, die bis dahin den Reford der höchsten Besteigung bedeutet hatten. Der Abstieg war durch die schlechten Schneeverhältnisse noch mühsamer und beschwerlicher; man sank knietief bei jedem Schritt ein und erreichte erst nach fünfzehnstündiger Abwesenheit das Lager des dritten Tages wieder. Von da ab ging es eilig weiter abwärts, und es war die höchste Zeit, daß man hinabkam, denn ein Sturm brach aus und bald lagen die Berge wieder in tiefem Nebelgrau und in einem treibenden Schneegestöber. —

Kulturgeschichtliches.

— Einen westfälischen Diebssegen veröffentlicht P. Sartori (Dortmund) in 2. Heft der „Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde“. Er stammt aus einer Niederschrift, die etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Schleiße bei Grünenbaum a. d. Volpe angefertigt wurde und drei solcher Segen für verschiedene Fährnisse enthält. Der Diebssegen lautet wörtlich: „Heilige dreifaltigkeit in einiger gottheit, gott vatter sohn und heyliger geist, behüte mich und alle meine leute heut den heiligen tag und nacht vor allen dieben und diebinnen, sant peterus peterus peterus hind mit dem band der gottes hand, und mit dem bandt in Christus hand alle diebe und diebinnen die mich thuen bestehlen, das sie müssen stehen wie die sonne zu gibion und der mont zu achlon, das keiner keinen schrit weder hinter sich noch vor sich gehen könne; bis ich mit meinen augen über sie sehe und ihn mit meinem munde urlaub gebe sie zehlen mir dan alle sterne am firmament alles laub und grüne gras waß erden grün, können sie dieses nicht so sollen sie geschlossen und geschnürt stehen durch diese aller heiligste nahmen gottes selohm, gott tetragammaton, gott Adoney, gott Sabaoth, gott Emanuel, gott Hagios, gott Theos, gott Nicroyos, gott Jehova, gott mesia, gott Alpha und Omega samt allen nahmen gottes vatters sohns und des heiligen geistes, dieses gebe ich ihnen zur buße durch diese aller heiligste nahmen gottes sohns heiligen geistes amen. In diesen nahm ich dich gestellt habe in dessen nahmen gehe wieder von hier in nahmen des vatters sohns und des heiligen geistes amen.“ —

Medizinisches.

se. Die Veri-Veri hat ihren Einzug in Süd-afrika gehalten. Man hat in England diese Erscheinung in ihrer möglichen Tragweite sofort gewürdigt und sich in beiden Häusern des Parlaments damit beschäftigt. Die Veri-Veri ist eine ebenso geheimnisvolle wie furchtbare Krankheit und deshalb werden dagegen voraussichtlich die Politiker in London nicht mehr ausrichten können als die Aerzte. In Südafrika haben sich chinesische Kulis als die Träger der Seuche erwiesen. In Durban haben sich unter einer Schiffsladung von Chinesen 40 Veri-Veri-Kranke gefunden, und 25 Fälle sind bereits am „Nand“ zu verzeichnen gewesen.

Das Wesen der Veri-Veri ist noch so gut wie völlig rätselhaft. Einige Forscher haben gemeint, einen besonderen Bacillus als Erreger der Seuche entdeckt zu haben, andre haben der Gegenwart dieses oder jenes Wurms die Hauptrolle zugeschoben, aber nichts davon ist sicher erwiesen. Am ehesten glaubhaft sind noch die Vermutungen bezüglich des Einflusses der Ernährung und der Dertlichkeit auf die Entstehung der Krankheit. In einigen Fällen von Veri-Veri soll eine Ernährung, die zu arm an stickstoffhaltigen Elementen oder an Fetten gewesen ist, als Ursache mitgespielt haben. Früher wütete die Krankheit in der japanischen Marine. Noch im Jahre 1882 war der dritte Teil der Erkrankten dieser Truppe der Veri-Veri zuzuschreiben. Damals bekamen die japanischen Matrosen fast ausschließlich Reis zu essen. Nachdem die Verpflegung verbessert war, fiel die Sterblichkeit an Veri-Veri schon 1884 auf 137 und im folgenden Jahre noch weiter auf 6 vom Tausend. Auch die Erfahrungen in den Gefängnissen auf der Insel Java haben einen ähnlichen Zusammenhang mit der Ernährung wahrscheinlich gemacht. Ein schneller Ortswechsel und eine verbesserte Ernährung scheinen gegen eine Epidemie wirksame Mittel zu sein. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Transpiration der Eucalyptusblätter. Durch zahlreiche Beobachtungen in der Umgebung von Rom, in Algier und den Vereinigten Staaten ist festgestellt, daß die Anpflanzung von Eucalyptusbäumen ein Gesünderwerden solcher

Gegenden zur Folge hatte, in denen zuvor Fieberkrankheiten gewütet hatten. Die Mehrzahl der Forscher, die diese Frage diskutiert haben, sind der Ansicht, daß die austrocknende Wirkung der Eucalypten jene segensreiche Veränderung hervorbringe. Gelegentlich ist wohl auch die Vermutung aufgetaucht, daß durch die Verdunstung des ätherischen Oels aus den Blättern die Malaria mücken vertrieben würden; doch hat diese Hypothese keinerlei Bestätigung gefunden. Dagegen ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Transpirationssähigkeit der Blätter von Eucalyptus im Vergleich mit denjenigen anderer Bäume außerordentlich groß wäre. Ed. Griffon hat es nun, wie die „Comptes rendus“ melden, neuerdings unternommen, das Vermögen der Eucalyptusblätter, Wasser zur Verdunstung zu bringen, quantitativ festzustellen. Durch den Vergleich mit den Blättern anderer Gewächse (Flieder, Weinrebe, Birke, Weide, Erle, Esche, Ballnuß, Linde) ergab sich dabei, daß der Transpirationsbetrag der Eucalyptusblätter denjenigen anderer Laubbarten niemals an Größe übertrifft, wohl aber häufig beträchtlich dahinter zurückbleibt. Nicht also durch die starke transpirierende Kraft der einzelnen Blätter erklärt sich die das Gelände austrocknende Wirkung der Eucalyptusbäume, sondern durch die Fähigkeit jener Gewächse, einerseits in kurzer Zeit eine ungeheure Laubkrone zu entwickeln und andererseits auch bei starker Besonnung die Transpiration nicht einzuschränken. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— Die höhere Tochter. Köchin (zum Hausfräulein): „Wenn die Eier frisch bleiben sollen, gnä' Fräul'n, müssen s' an einen kühlen Ort gelegt werden.“

Das Fräulein: „Wie könnte man das aber uur der Henne beibringen?“ —

— Nahe Beziehungen. Kaufmann: „Sie bitten mich um die Hand meiner Tochter... wie kommen Sie dazu... ich kenne Sie ja gar nicht!“

Bewerber: „Erlauben Sie, Sie haben mir doch gestern noch eine Geschäftsempfehlung geschickt!“ —

— Berliner Kind. Lehrer: „Wer führt die Farben schwarz-weiß-rot?“

Schüler: „Deutschland.“

Lehrer: „Und rot-blau-weiß?“

Schüler: „Frankreich.“

Lehrer: „Und schwarz-gelb?“

Schüler: „Oesterreich.“

Lehrer: „Und schwarz-weiß?“

Schüler: „Preußen.“

Lehrer: „Und blau-weiß?“

Schüler: „A'schinger!“ —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Wilhelm Weigands dreiaktiges Drama „Agnes Korn“ wird zu Beginn der neuen Spielzeit am Karlsruher Hof-Theater die Erstaufführung erleben. —

— „Der Bettler“ oder „Nummer 15“, eine neue Oper von Robert Erben, wird im Theater am Weinbergsweg erstmalig in Scene gehen. —

— Reste von großen Walfischen hat dieser Tage Professor Pohlig aus Bonn in den gelben Meeresküstenlanden des Tertiärs von Grafenberg-Gerresheim bei Düsseldorf gefunden. Für die Rheinlande sind solche Funde neu und aus so alten Schichten überhaupt kaum bekannt. —

— Der Erlanger Fischzuchtverein hat Seylinge des durch Wohlgeschmack ausgezeichneten Aischgründer Karpfens nach Japan geschickt; dort will man den Fisch einbürgern. —

— Der Rodalfels, an dem der dänische Dampfer „Norge“ gescheitert ist, hat am Wasserspiegel nicht mehr als 75 Meter Umfang. Eine Landung auf dem Felsen ist äußerst schwierig und nur im Juli auszuführen, wo in diesem Meeressteil ein einigermaßen ruhiges Wetter herrscht. Vor einigen Jahren beschäftigte man sich in England mit dem Plan, auf dem Rodalfelsen einen Leuchtturm nebst meteorologischer Station zu errichten, die hier ein günstiges Beobachtungsfeld hätte. Inzwischen begegnet die Ausführung so großen Schwierigkeiten, daß es kaum sobald zur Verwirklichung des Planes kommen wird. —

t. Eine Eisenbahndurchquerung von Südamerika ist in Aussicht genommen. Die Bahn soll von Valparaiso nach Buenos Ayres führen. Der größte Teil der geplanten Strecke ist bereits vorhanden. Heute schon steigt von Valparaiso aus die Eisenbahn am Andengebirge hoch hinauf; sie ist auch schon an die Hauptstadt von Chile, Santiago, von Süden her angeschlossen. Auf der argentinischen Seite ist die Eisenbahnlinie zwischen Buenos Ayres und der Stadt Mendoza am östlichen Fuß der Anden vollständig fertig. Es bleiben auf chilenischer Seite nur noch 40 Kilometer Schienenweg zu bauen, aber die Hindernisse sind auf dieser kurzen Strecke so außerordentlich groß, daß fast die ganze Länge dieser 40 Kilometer als Tunnel herzustellen sein würde. Die chilenische Regierung hat den Bau der Eisenbahn bereits ausgeschrieben; sie stellt dem Unternehmer für einen Zeitraum von 20 Jahren eine Mindestverzinsung von 5 Proz. sicher unter der Voraussetzung, daß die Kosten des Baues 30 Millionen Mark nicht überschreiten. —